

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch

Band: 38 (1963)

Artikel: Junge Kunst im Thurgau

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-699579>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir bringen unter dem Titel «Junge Kunst im Thurgau» zwei Porträts junger Thurgauer Künstler. Wir freuen uns, mit diesem ersten Beitrag einen Blick in das gegenwärtige thurgauische Kunstschaffen geben zu können. Wir haben in früheren Jahrbüchern Künstler der älteren und mittleren Generation vorgestellt; diesmal kommen die Jüngsten zum Wort. Es geht bei dieser Vorstellung nicht um eine Wertung, Stellungnahme oder Auseinandersetzung, sondern in erster Linie um ein Bekenntnis zum Schöpferischen überhaupt. Wohin ihr Weg die jungen Maler führen wird, was sie erreichen, scheint uns nicht so wesentlich zu sein wie die Tatsache, daß junge Menschen unserer Zeit auf ihre Weise sich mit der Kunst und damit mit dem Leben ernsthaft ringend auseinandersetzen. Glück genug, wenn ein zeitloses Werk entstehen könnte!

Die beiden Thurgauer Künstler Walter Fröhlich und Jürg Schoop zeigen uns ihre Bilder und berichten von ihrem Leben, ihrem Wollen und ihrem Glauben. Schenken wir ihnen unser Ohr, unser Auge, unsere zuversichtliche Anteilnahme!

Walter Fröhlich

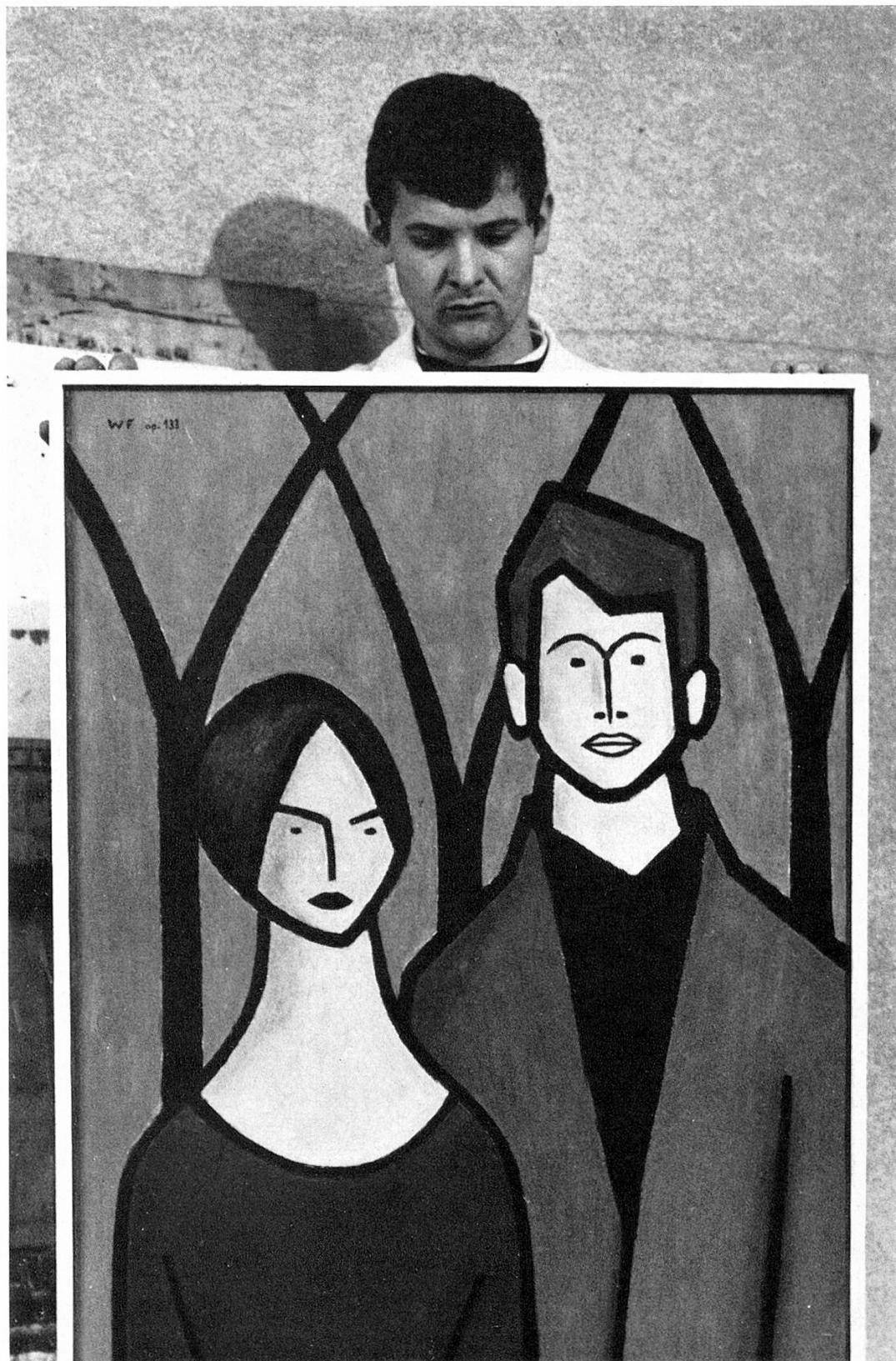
Die Situation des jungen Malers ist heute sicher nicht anders als zu anderen Zeiten: Die Schwierigkeiten liegen im Erreichen eines Gleichgewichts zwischen innerer Stimme und äußeren Einflüssen, Einflüssen von allen Seiten. Sichverlieren bei zu großer (oder einseitiger) Abhängigkeit oder Verkümmерung bei Mangel an Auseinandersetzung sind die Resultate. Ganz allein beim Maler liegt es, dieses Gleichgewicht zu finden. Wenn ich auf der einen Seite Heimat, Familie und die Besinnung auf das Ursprünglichste habe, so habe ich auf der anderen Reisen, Gespräche, Bücher, Ausstellungen. Ehrlichkeit, das Horchen und Gehorchen vor der inneren Stimme ist das Wichtigste.

Nach Veranlagung und Geschmack bin ich kein Kämpfer, sondern bin eher für das Sammeln, das Wachsen, die Synthese. Um etwas schaffen zu können, muß man etwas in sich haben, und dazu muß man aufnehmen. Und um alles aufnehmen zu können – alles, was

man sieht, hört, fühlt, denkt, alles was je geschaffen, gefühlt, gedacht wurde –, dazu muß man vor allem ruhig sein – und horchen.

Ich bin am 26. Juli 1939 in Weinfelden geboren worden und besuchte dort Primar- und Sekundarschule. 1955 bis 1957 war ich in einer Bauzeichnerlehre, welche ich – um Maler zu werden – verließ. Seit 1957 bin ich Maler. Ich bin Autodidakt. Zuerst lebte ich in Marseille, dann in Berlingen, wo ich beim alten Fischer Maron eine Bude gemietet hatte, dann in einer Mansarde in Zürich, später im «großen Haus» in Berlingen und seit 1960 im Turmhof in Steckborn. Seit 1959 bin ich verheiratet, 1961 wurde mir eine Tochter geboren. Ich bin Mitglied der Künstlergruppe Réveil, Zürich, und seit 1960 auch Mitglied der Thurgauischen Künstlergruppe. Meine Arbeiten wurden in den letzten Jahren an mehreren Orten ausgestellt; neben Wil, Zürich, Konstanz, Schaffhausen, Arbon, Glarus, Weinfelden wurde eine Ausstellung im Frühjahr 1962 in der Frauenfelder Galerie «Gampiroß» zu der bisher größten und erfolgreichsten. Ich bin froh, daß es heute möglich ist, im Thurgau als Künstler zu leben. Die Anregungen der Fremde unterschätze ich gewiß nicht, aber die Anregungen der Heimat ebensowenig. Es geht heute der Kunst im Thurgau nicht schlechter als anderswo. Der Anfang ist durchaus hart. Das scheint aber irgendwie doch richtig zu sein, denn so sicher ich vom Unsinn der Ansicht überzeugt bin, es tue gut, wenn ein Künstler in Armut und Not leben müsse (was soll ihm gut tun, wenn er vor Hunger nicht malen kann oder wenn er kein Geld für Farben hat?), so erfüllt es mich doch mit Genugtuung, daß diese Härte und Not die Malerei schon vor manchem Dilettanten oder Spekulanten bewahrt hat.

Ich male, um mich selbst zu verwirklichen, malend Eigenes und Fremdes – Gegenstände, Umwelt, Erfahrungen, Erlebnisse, Ein-



W.F. op.118

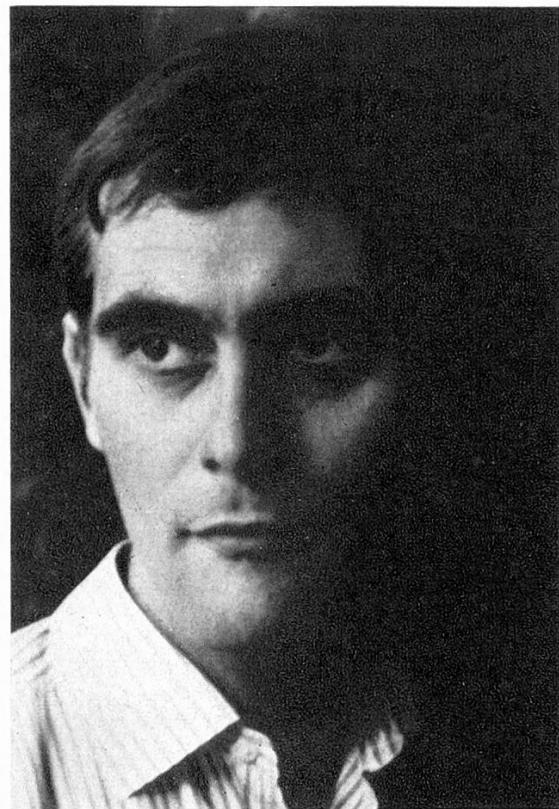


Walter Fröhlich: «Mutter und Kind», op. 118 (Öl)



Walter Fröhlich: *Tägermoos*, op. 124 (Holzschnitt)

flüsse – zu verarbeiten, Ordnung zu schaffen, sichtbar zu machen, weiter zu kommen in der Klärung über mich selbst und über die Welt. Ich male Landschaften und Menschen. Vor allem den Menschen. Am tiefsten beschäftigen mich: die Frau, Mutter und Kind, das Kind, das Selbstbildnis, das Paarbildnis, der Baum, der See, die Landschaft. Die Gegenstände und Bilder meiner natürlichen Umgebung, aus dem Kreis meines Lebens und meiner Erlebnisse berühren mich mehr und leidenschaftlicher als gesuchte Motive. Der Gegenstand ist mir wichtig, ich brauche ihn. Ein Bild kann man nicht einfach malen, ein Motiv ist noch nichts. Das Bild muß vorher im Kopf des Malers sein, reif und drängend: das Urbild, die Idee. (Meine Urbilder und Ideen sind alles Gegenstände.) Und dann kommt die Geburt. Der Maler will nicht malen, sondern das Urbild ist es, welches gemalt werden will. Der Maler muß nur gehorchen, muß ein Werkzeug sein. Ein gutes Werkzeug, ein feines und sicheres! Doch das wird man nur durch Arbeit, durch Fleiß, durch den vollen Einsatz seiner selbst. Die Arbeit ist die eines Handwerkers: je ruhiger, geordneter, emsiger, desto besser. Ich bin noch ganz am Anfang.



Jürg Schoop

Jürg Schoop

Ich wurde 1934 in St. Gallen geboren und kann mich – ohne eine Mystifikation zu begehen – einigermaßen erinnern, daß ich diesen Vorgang nur widerstrebend über mich ergehen ließ. Die St.-Galler selbst haben mir vor einiger Zeit in ihrer Presse bestätigt, dadurch wenig Ehre erfahren zu haben, so daß ich mich kaum undankbar fühle, die Gallusstadt schnellstens wieder verlassen zu haben. So bin ich denn in Romanshorn am vielgeliebten See aufgewachsen und habe hier auch beinahe meine gesamte bisherige Lebenszeit verbracht. Das Provinzielle einer solchen Umgebung habe ich nie stark empfunden; es kommt gegen das vielschichtig Spirituelle des Bodenseeraums gar nicht auf. Überdies verkörpert sich für mich der Begriff der «Welt» immer in Büchern, Musik und Träumen, und wer zu sehen weiß, findet hier Japans Grazie, Chinas Dunst, den Atem der großen Hafenstädte und all die Märchen von der Art des «gestiefelten Katers» näher beisammen als anderswo.

Meine Kindheit war die glücklichste und schöpferischste Zeit meines Lebens, ein Kontinuum des Gestaltens und Eroberns. Gezeichnet habe ich immer – Papier besaß eine geradezu magische Anziehungskraft –, und kaum beherrschte ich das Abc, schrieb ich die ersten Geschichten. Improvisierte Zirkusvorstellungen, schaurlich dramatische Theateraufführungen, in denen sich die Schrecken des herrschenden Krieges spiegelten, das Basteln von primitiven





Jürg Schoop: «Malerei 11»

«kinematographischen» Apparaten, das Anführen indianischer Spähtrupps besaßen eine weit größere Wirklichkeitskraft als der Zwang der Schule, was sich auch darin zeigte, daß ich noch immer nicht das Einmaleins ohne zeitweilige Überlegung hersagen kann. Ich habe diese selbstgeschaffene Welt immer für die wirkliche gehalten, auch später noch, als ich aus all diesen Fiktionen gestürzt wurde in die realen Anforderungen der Alltagsexistenz.

Das «wirkliche» Leben, von dem ich eine höchst andeutungsweise Vorstellung besaß, begann für mich mit der Lehrzeit als Schau-fensterdekorateur. Meine vielseitigen Neigungen ließen nie einen ausgesprochenen Berufswunsch aufkommen. Schreiben, Dichten, Schauspielerei, Malen, all das gehörte zu mir; davon etwas zum etablierten Beruf zu machen ist mir seit jeher absurd und wider-sinnig erschienen. Dies kann alles höchstens der Ausdruck dessen sein, was man ist, es findet aber keinen Platz innerhalb einer bür-gerlichen Rangordnung. Die ersten Menschen waren alle Künstler; sie schmückten, formten, tanzten, sangen, durch keinen Bruch waren sie von ihrer anderen Tätigkeit getrennt: dem Jagen, Fischen oder Ernten. Die Unterscheidungen und damit der Verlust

unserer Natürlichkeit, ja unserer Unschuld begannen viel später. Wohl verspürte ich längere Zeit den heftigen Wunsch, Schauspieler oder Filmschöpfer zu werden, um damit die Ideale und den Glanz meiner Kinderzeit ins Erwachsensein hinüberzutragen, aber es ließ sich nicht realisieren. Heute halte ich das für gut; denn was zu einfach gelingt, kann nie von großer Güte sein. Ich rebellierte nicht gegen die neue Wirklichkeit. Rebellion zerbricht, das Bambusrohr aber, sagen die Japaner, beugt sich dem Wind und siegt endlich doch über ihn.

Gegen die neue Wirklichkeit aber, die Wirklichkeit unserer Zivilisation, die dumm und verlogen ist und das Eigentliche im Menschen unberührt läßt, brauchte ich eine Waffe. Ich brauchte Gewißheiten, daß ich es hier nicht mit der eigentlichen Welt zu tun hatte, daß alles nur ein gräßlicher Irrtum war. Diese Gewißheit fand ich in der Literatur, in der Welt Hölderlins, Nietzsches und Rilkes. Ich fraß alles Erreichbare in mich hinein, weil ich so hoffte, Wahrheiten zu finden, die alle andern überflüssig machen. Andreres überließ ich mich nicht ganz diesen schwärmerischen Neigungen; Verstandeskälte faszinierte mich ebenso. Psychiatrische Lehrbücher (die sehr langweilig sind), Werke Freuds und anderer Psychologen halfen mit, die Welt zu entzaubern, ihr aber auch Vieldeutigkeit zu verleihen. Die Welt der Literatur war mir früh bekannt, aber von Malern und Bildern wußte ich nur wenig. Nur selten spürte ich den Drang, mein früheres Zeichnen wiederaufzunehmen, die künstlerischen Absichten der Malerei nahm ich erst bewußt auf nach der Entdeckung Van Goghs, die Wucht der visuellen Expression ergriff mich und verursachte den Willen, mich malerisch auszudrücken. Die Welt des Bildes beruhigt den verwirrten Geist. Die Logik der Leinwand ist heilsam, sie verschafft milderes Entzücken. Von dieser Zeit weg, es mag um das achtzehnte Lebensjahr gewesen sein, begann ich zielstrebig zu malen

und mich für die Maler zu interessieren. Ich kam nur langsam vorwärts; niemand war da, der mich vor den gröbsten Irrtümern bewahrt hätte, der meiner Bahn die Zukunft gezeigt hätte. Ich bemühte mich, von allen großen Meistern die ich bewunderte, von Picasso, Van Gogh, Munch, später auch Klee und Miró, zu lernen. Die zeitgenössische Malerei kannte ich nicht.

Inzwischen beendigte ich die Lehrzeit, arbeitete kurze Zeit an verschiedenen Orten; aber dieses Leben war nicht gelebt – sinnlos, meine Bilanz zeigte, daß ich wenig für das Leben, wie wir es vorfinden, taugte. Der Besuch einer Handelsschule verschaffte mir eine Atempause; ich wollte aber nur noch Maler sein, selbst wenn ich es mit Hungern erkaufen mußte. Ich weiß nicht, ob ich diese jugendliche, unwissende Unbekümmерtheit noch einmal aufbringen würde. Jedenfalls bezog ich mein erstes Atelier, malte und grübelte und hatte noch keine rechte Vorstellung von dem, was ich wollte. (In dieser Zeit habe ich auch mit einem Buchdrucker gemeinsam eine Jugendzeitschrift gegründet, deren Redaktion ich ein Jahr lang besorgte.) Klee und Miró vermittelten mir den Kosmos der Abstraktion. Hier entdeckte ich adäquate Geister, die mir die Möglichkeit zeigten, Mittel zu finden, die meinem Wesen entsprachen, und mich auf ein Ziel auszurichten. 1957 wurde ich eingeladen, im Künstlerdorf Worpswede bei Bremen, im selben Worpswede, das ich durch Rilke kannte und liebte, meine Arbeiten auszustellen. Zuvor hatte ich nicht im Traum daran gedacht, eine Ausstellung zu machen; ich wußte sehr gut, was mir alles noch fehlte. Ich zeigte einen Querschnitt all dessen, was ich versucht hatte. Ohne einen bestimmten Stil zu demonstrieren, fand ich dennoch bei der Kritik Bestätigung und Anerkennung, und es gab mir Mut weiterzufahren. Der Aufenthalt in Worpswede gehört zu meinen liebsten Erinnerungen; die Begegnung mit jungen deutschen Künstlern hat mich sehr gefördert.

1958 folgte eine Ausstellung in Zürich, an der ich meine ersten Bilder verkaufte. Von da weg folgten auch regelmäßig kurze Reisen nach Paris, doch schätze ich die Bedeutung der Kunstmetropolen für den Maler nicht mehr hoch ein.

Mein Stil entwickelte sich langsam, was schon durch die Breite, auf der er sich bewegte, gegeben war. Ich habe mich immer gehütet, Rezepte anzuwenden, die doch nur schöpferische Unfähigkeit bezeugen. Ich komme langsam auf den Weg, eine Malerei zu machen, die meine vielfachen, oft auseinanderstrebenden Absichten vereint. Meine persönliche Entwicklung ist von der malerischen nicht zu trennen. Meine Malerei ist der Widerhall dessen, was ich als Mensch zu erreichen trachte. Einzig die Hingabe an die Malerei, die Suche nach dem Transzendenten, legitimiert sie zur Kunst. Man darf sich nie damit zufriedengeben, etwas erreicht zu haben. Das ist der Einbruch der Bourgeoisie in die Kunst. Warum ich male? Das scheint mir eine Frage zu sein, die man ernsthaft so wenig beantworten kann wie die Frage: Warum lebe ich? Die Antworten darauf müssen alle zweitrangig ausfallen, sofern der Gefragte ein ernsthafter Maler ist. Doch kann man sicher Antworten geben, wennschon sie einem Fragenden vielleicht wenig einleuchten. So könnte ich zum Beispiel sagen: Ich male, weil dies meine Möglichkeit ist, die Welt zu akzeptieren. Indem ich eine eigene Welt schaffe und entdecke, sehe ich mich als Mittler zur wirklichen Welt (was ist das überhaupt?), in meiner Rolle als Antipode bin ich ihr nicht mehr hilflos ausgeliefert. Der Vorgang des Malens hebt die Dualitäten der Wirklichkeit auf. Im Vorgang des Malens spiegelt sich der Versuch, die Wirklichkeit meiner selbst zu finden, die bis zur restlosen Entpersönlichung gedeihen kann. Das Malen ist für mich eine Art Daseinsbewältigung, unendlich viel differenzierter als jede Religion, sie kommt ohne Massenmythos aus, eine Art, die sich nach meinen Bedürfnissen

richtet und meiner Existenz keine willkürlichen Grenzen setzt. Mit dem Malen kann ich meiner Sehnsucht nach dem Unendlichen und Verborgenen in uns Ausdruck geben, das entschwundene Glück der Kindheit wiederfinden, ich jage damit mühelos durch die Zeit und Räume – heute in Indien, morgen in China, Frühstück mit Ariadne und abends Gespräche mit den Frauen Salomos. Ich verteidige das Wunderbare gegen das Banale, ich glaube an die Kraft der Imagination, ich versuche die Einheit des Menschen wiederzufinden und lerne die Unterschiede zwischen Malerei, Musik und Tanz vergessen. Ich verteidige mich damit auch gegen die Zeit, gegen die Dummheiten, die heute grassieren. Sind das nicht Gründe genug?

Die neue Revolution der Kunst wird vor allem darin bestehen, daß man die Kunst selbst benötigt und liebgewinnt. Es wäre an der Zeit, daß die andere Seite auch einmal revoltiert, nicht immer nur die Künstler. Es gibt keine esoterische Kunst; das ist die bequeme Ausrede aller, die die Augen geschlossen haben.

Ich halte mich nicht für einen Avantgardisten, ich nehme mir an Freiheit, was ich brauche; eine neue Technik (was oft mit Stil verwechselt wird) ist nie mein Anliegen gewesen. Den besten Wunsch eines Malers kann ich darin sehen, das auf unsere zeitgemäße Weise fortzuführen, was Picasso, Klee, Kandinsky und andere begonnen haben.

Das Malen steht heute für mich an vorderster Stelle, obschon ich nie aufgegeben habe zu schreiben, was sehr viel schwerer ist und noch viel mehr den ganzen Menschen erfordert. In den letzten Jahren betätigte ich mich auch als Zeichenlehrer und vermittelte in Volksbildungskursen den Zugang zur modernen Malerei. Ich bin dabei, mein Herzensanliegen, das Produzieren von Filmen, in die Tat umzusetzen. Ich kämpfe gegen die täglichen Klischees, ich wehre mich, etikettiert zu werden – all das ist mit meiner

Existenz als Maler verbunden. Sie lässt sich nicht aus dem heraustrernen, was ich als Mensch versuche: mein Eigenstes in der Sphäre des Zeitlosen zu finden.